

6. Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care

In diesem Kapitel nehme ich Praktiken kollektiver Fürsorge und Prozesse der Vergemeinschaftung von trans Sorgearbeit in den Blick. Im Zentrum steht die Frage, wie trans und nicht-binäre Personen Fürsorge-Räume aufbauen und aufrechterhalten. Care als Arbeit an Gemeinschaft, so meine These, bewegt sich zwischen Professionalisierung und Entprofessionalisierung, zwischen erschöpfendem Ehrenamt und Institutionalisierung. Praktiken gemeinschaftlich organisierter Sorgearbeit bezeichne ich als Community-Care (Laufenberg 2012). Der Soziologe Mike Laufenberg argumentiert, dass sich ausgehend von der Aids-Care-Krise in den 1980er-Jahren neue queere Praktiken der Für_Sorge herausgebildet hätten. Da staatliche Unterstützung der Betroffenen zunächst oder langfristig ausgeblieben sei, hätten Betroffene und Aktivist_innen eigene Versorgungsstrukturen und Formen der Fürsorge schaffen müssen (ebd.).¹ Unter Caring Communitys, sorgenden Gemeinschaften, versteht Laufenberg soziale Bewegungen und Initiativen, die gemeinschaftliche Sorgformen schaffen, beispielsweise im Bereich Gesundheitsversorgung und Pflege. Sie organisieren Sorgearbeit kollektiv und überwiegend unbezahlt (Laufenberg 2012, 2014, 2018).

Auf den ersten Blick harmonisieren sorgende Gemeinschaften mit sozialstaatlichen Strategien, ehrenamtliche Sorge-Ressourcen zu mobilisieren, um strukturelle Versorgungslücken zu schließen (van Dyk 2019). Laut Mike Laufenberg greift es jedoch zu kurz, Caring Communitys als Entlastungsressource neoliberaler Sozialstaatlichkeit zu kritisieren. Er zeigt am Beispiel von

1 Hier gibt es Parallelen zur Corona-Krise und dem ungleichen Zugang zu Care (Hark 2020a, 2020b). Auf trans/queere Care in Zeiten von Corona werde ich im Fazit eingehen.

Aids- und Demenz-Aktivismus, wie von Sorgegemeinschaften initiierte Politiken kollektiver Reproduktion emanzipatorische Potenziale entwickelten: Sie brächten einen Gewinn an Selbstbestimmung gegenüber Entsicherung, Diskriminierung, Disziplinierung und Pathologisierung mit sich (Laufenberg 2012, 2018, 2019). Gleichwohl stelle sich die Frage, »wie diese Potenziale gegen ihre neoliberale Vereinnahmung gewendet und im Sinne einer gesellschaftlichen Transformationsperspektive entwickelt werden können« (Laufenberg 2018).

Ein zweiter Bezugspunkt dieses Kapitels sind feministische Theorien zu Care und Kollektivität. Feministische Theoretiker_innen betonen, dass alle Menschen im Laufe ihres Lebens in Für_Sorge-Netzwerke eingebunden und abhängig von Sorgearbeit seien (Tronto 1993). Sie zeigen auf, dass der Zugang zu Sorge-Netzwerken nicht allen gleichermaßen offenstehe und dass Für_Sorge-Arbeit entlang von Klassen-, Race- und Geschlechterverhältnissen ungleich verteilt sei (Gutiérrez-Rodríguez 2010; Wiles 2011).

In den Ansätzen von Mike Laufenberg bleibt offen, wie Fürsorge in queeren sorgenden Gemeinschaften konkret organisiert wird. Trans-Fürsorge-Praktiken bleiben in seinen Arbeiten ebenso wie in feministischen Auseinandersetzungen mit Care weitgehend unsichtbar. Dabei werden insbesondere in trans Communitys Versorgungslücken durch ehrenamtlichen Aktivismus geschlossen. In diesem Kapitel werfe ich einen ethnographischen Blick auf die Praktiken trans/queerer sorgender Gemeinschaften. Ich frage: Wie stoßen Sorge-Praktiken Prozesse der Kollektivierung an und mit welchen Effekten? Wie werden in bereits existierenden Gemeinschaftsstrukturen Care-Praktiken entwickelt? Welche Ausschlüsse, Hierarchien und Care-Lücken entstehen? Was ist das Spezifische an trans Community-Care?

Ich nehme zwei Felder sorgender trans Gemeinschaften in den Blick, zum einen Transcafés, zum anderen die Begleitungs-, Beratungs- und Vernetzungsarbeit von Transvereinen. In 6.1 steht die Frage im Mittelpunkt, wie im Rahmen von Transcafés Prozesse der Kollektivierung von Care angestoßen werden. Ich beobachtete in drei Städten, an Transcafés und -stammtischen teilnehmend, und interviewte Organisator_innen.² Transcafés sind im Vergleich zu Selbsthilfegruppen und Vereinsarbeit niedrigschwellig: Sie sind erste Anlaufpunkte für Personen, die andere trans Menschen kennenlernen möchten oder Informationen brauchen. Anders als Transselbsthilfegruppen

2 Im Folgenden spreche ich von Transcafés, außer wenn Interviewpartner_innen explizit von trans Stammischen sprechen.

stehen sie jeweils allen trans »Variationen« offen – trans männlichen, trans weiblichen, nicht-binären oder anders verorteten gender-nicht-konformen Menschen. Transcafés verstehe ich als Knotenpunkte für trans Vergemeinschaftung. In 6.2 geht es um Care-Vorstellungen und -Praktiken von Aktivist_innen, die diese physischen Care-Räume aufbauen.³ Ich frage: Welche Formen von Care und Kollektivität werden entwickelt? Welche Rolle spielt hierbei kollektive Gefühlsarbeit? In 6.3 begleite ich drei Aktivist_innen der Organisation *Trans-Hilfe*.⁴ Diese verstehen ihre Sorgearbeit als eine professionelle temporäre Wegbegleitung, um die trans Community in der Schweiz zu unterstützen. In dem Zusammenhang spielt der Prozess der Professionalisierung der Aktivist_innen und des Vereins eine zentrale Rolle. Ich frage: Welche Effekte hat die Vorstellung von Fürsorge als Wegbegleitung? Ausgehend von den affekttheoretischen Überlegungen Sarah Ahmeds interessiert mich, welche Bedeutung die Wegmetaphern trans und nicht-binärer Aktivist_innen haben. In 6.4 nehme ich die aktivistischen Biographien der Aktivist_innen in den Blick, insbesondere die Erzählungen persönlicher Transformation von einer selbst »betroffenen« Person zur_m »Transexpert_in«. In 5.5 stehen die Erwartungen an Trans-Care-Nutzer_innen im Mittelpunkt. Einige Forschungspartner_innen beschreiben Trans-Fürsorge-Räume enttäuscht als »Durchlauferhitzer« oder »Hängematte«. Hier wird die Ambivalenz von trans Sorgearbeit deutlich, die sich zwischen erschöpfendem Ehrenamt und Professionalisierung bewegt. Ich frage: Wer übernimmt Verantwortung für ehrenamtliche Transräume? Welche ambivalenten Gefühle, Wünsche und Erwartungen sind mit dem Engagement verbunden? Welche Erwartungen werden an Care-Nutzer_innen/Umsorgte gestellt? Welche Strategien entwickeln Aktivist_innen, um unter prekären Bedingungen Fürsorge organisieren zu können? In 6.5 stehen Care-Lücken im Mittelpunkt. Welche ambivalenten Effekte haben Prozesse der Institutionalisierung und Professionalisierung? Was verändert sich, wenn die informelle Begleitung auf eine Weise transformiert wird, dass der Pfad zu einem breiten, ausgeschilderten Weg wird? Und wer kümmert sich um die ehrenamtlichen Aktivist_innen? Um Praktiken der Für_Sorge zwischen Aktivist_innen geht es in 6.6.

3 Virtuelle Care-Räume werden insbesondere im Kapitel 5, »Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge«, adressiert.

4 Den Namen der Organisation habe ich in Absprache mit den Forschungspartner_innen anonymisiert. Ein Interviewpartner schlug den Namen *Trans-Hilfe* vor.

6.1 Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen. Fürsorge-Netze und Mikrozellen

Meine Interviewpartnerin Sophie nimmt mich mit zum Transcafé, das sie mitorganisiert. Sie informiert mich, dass es keine Vorstellungsrunde gebe und ich mich zu allen Gruppen dazusetzen könne. »Der Ort ist auch gut zum Flirten, da alle wissen, dass man trans ist«, fügt sie hinzu. Als Erstes fällt mir die Trauerwand auf, an der Fotos von an Aids-Verstorbenen hängen. Daneben liegen Flyer für LGBTIQ-Veranstaltungen. Im Raum stehen runde Holztische, an denen jeweils sechs Menschen sitzen können. Auf der Theke steht ein Schokokuchen, mit goldenem Zuckerguss, umgeben von Konfetti. »Was wird gefeiert?«, frage ich in die Runde. »Na, die Ehe für alle«, erklärt Sophie. Alle sind sich einig: Das müssen wir feiern! Eine Person fragt in die Runde: »Was machen die schwul-lesbischen Aktivist_innen nun, wo ihr Ziel erreicht ist? Werden sie trans Aktivismus unterstützen oder es sich im Häuslichen gemütlich machen?« Ich schaue auf meine Armbanduhr, es ist 20 Uhr, und plötzlich kommen alle gleichzeitig in den Raum.

Stühle werden umgestellt. In einer Ecke wird diskutiert: »Wie finde ich transsensible Therapeut_innen?« In einer anderen geht es um Coming-out-Erfahrungen. In der dritten Ecke bespricht eine Gruppe Strategien, um im Sportverein als nicht-binär anerkannt zu werden. Manche saßen vier Stunden im Zug, um teilnehmen zu können, andere wohnen in einer WG um die Ecke. Einige verschwinden, sobald sie Infos haben. Sam kam mit verschwitzten Händen zum Treffen. Er stand die letzten Male vor der Tür und traute sich nicht, den Raum zu betreten. Lea wirkt wie ein Fisch im Wasser, lässt sich von einem Gespräch zum anderen treiben. Lisa wurde von einem Organisator am Bahnhof abgeholt; nach ihrer Ankunft geht sie erst mal auf die Toilette, um sich umzuziehen und zu schminken. Einigen wurde vor dem Treffen zur Erstattung der Fahrtkosten Geld überwiesen.

Ich frage Café-Besucher_innen meines Alters, ob ich mich dazusetzen kann. »Dein Antrag ist genehmigt«, antwortet eine Person lachend. »Die trans Community hat mir beim Umzug geholfen. Da waren Leute dabei, die kannte ich gar nicht«, berichtet Sam, der gerade für das Studium hergezogen ist. Alle sind heute zum ersten oder zweiten Mal hier. Plötzlich ertönt ein Gong. Kai ruft, dass es ein Treffen gebe, um über die Teilnahme am CSD zu diskutieren. »Wer hat Interesse?« – »Das ist das Besondere an dem Café«, wird er später im Gespräch unterstreichen. »Es ist keine Selbsthilfegruppe, hier machen wir auch Politik.«

Einige Menschen scheinen niemanden zu kennen. Ich setze mich zu einer trans Frau, die an der Bar sitzt und in die Luft schaut. »Bist du das erste Mal hier?«, frage ich sie und stelle mich vor. »Nein, ich kenne das hier, aber damit zu tun hatte ich noch nie.« Ohne dass ich danach frage, erzählt mir Anna, bei welchem Therapeuten sie ist, seit wann sie Hormone nimmt und dass sie die Testo-Blocker⁵ aus gesundheitlichen Gründen absetzen müsse. »Ich weiß nicht, wie das wird«, flüstert sie. »In dem Betrieb, in dem ich arbeite, hat niemand ein Problem.« Anna erklärt, dass sie eine andere Realität lebe als die Jüngeren hier. Bei Letzteren gehe es um den Einstieg in das Berufsleben – bei ihr um die Rente. »Mit denen habe ich nicht viel zu bereden.« Ich sage: »Ich finde es schön, mit den Generationen.« Sie ist nicht überzeugt. »Wo sind die Älteren hier?«, fragt sie mich. Einige Minuten später setzen sich einige Personen an die Theke und unterhalten sich über ihr Studium. Anna nickt mir zu.

Am Ende des Abends setze ich mich an die Theke zu Lion, der sich als Opernsänger vorstellt. Ich erzähle, dass ein trans Freund von mir auch Opernsänger ist. »Ftm?«⁶, fragt er zurück. »Ja«, sage ich. »Soll ich euch vernetzen?« Lion ist begeistert: »Ich bin mir nicht sicher, ob ich nach Testo noch in dem Bereich arbeiten kann, und will mich austauschen.« Er gibt mir seine Visitenkarte, und ich verspreche, die beiden zu vernetzen. Sophie verabschiedet sich von mir und gibt mir den Schlüssel zu ihrer WG, wo ich im Gästezimmer übernachten werde. Nach und nach verlassen die Besucher_innen das Café, einige vielleicht durchströmt von Energie, Pläne umzusetzen, andere mit Traurigkeit im Bauch, wieder andere frisch verknallt mit einer neuen Nummer in der Hosentasche oder mit Ideen für ein politisches Manifest im Kopf. Ein Geruch aus Schweiß, Schokokuchen, Parfüm und Nagellack liegt in der Luft. Die Organisator_innen fegen durch, Glitzerpartikel und Staub vermischt mit Kuchenkrümeln. Sie schließen den Raum ab und werfen den Schlüssel in den Briefkasten des Schwulenzentrums, in dem sie zu Gast waren.⁷

In diesem Ausschnitt aus meinem Forschungstagebuch spielen diverse Themen eine Rolle, die für meine Studie relevant sind, zum Beispiel die Beziehung zu lesbisch/schwulem Aktivismus, Alters- und Klassenunterschiede, die

5 Testo-Blocker: Testosteron-Blocker.

6 Ftm: female to male/trans männlich.

7 Diese teilnehmende Beobachtung fand im Juli 2017 statt.

Verbindung von Sexualität, Körper und Care und die Bedeutung von Ehrenamt. Viele Transcafés haben keine eigenen Räumlichkeiten, sondern nutzen wie in diesem Fall schwul/lesbische oder feministische Vereinsräume; aufgrund der stärkeren Institutionalisierung schwuler, feministischer und lesbischer Bewegungen verfügen diese eher über räumliche Infrastrukturen.⁸ In diesem Transcafé sind die Besucher_innen lesbisch/schwulen Aktivismen offenbar ambivalent verbunden: Sie feierten die Ehe für alle, forderten aber auch, dass sich schwule und lesbische cis-Aktivist_innen stärker für trans Themen einsetzen, statt sich ins Private zurückzuziehen.

Für einen Abend kommen Personen mit diversen Anliegen und Wünschen zusammen. Sie schaffen einen Moment der parallelen Normalität, in dem marginalisiertes Geschlechterwissen weitergegeben wird (Schirmer 2010). Transcafés stellen temporäre und niedrigschwellige Räume kollektiver Fürsorge dar, in denen Trans-Sorge-Netze geschaffen werden. Temporär sind diese Räume, da monatlich neue Menschen dazukommen, während andere verschwinden; so tauchen Personen, die auf der Suche nach Informationen waren, etwa Hinweisen zu Gutachter_innen, vielleicht kein zweites Mal auf. Gleichzeitig gibt es Personen, die diesen Raum langfristig nutzen und mitgestalten. Besucher_innen bringen Wissen mit und tragen es weiter. Es ist ein Raum, in dem trans Personen mit ganz verschiedenen Vorstellungen von Geschlecht anwesend sind. Während sich einige zu Hormonen, genitalangleichenden Operationen, Personen- und Namensänderungen austauschen, steht für andere der Zugang zu Arbeit oder Geschlecht jenseits von Binaritäten im Vordergrund.⁹

Deutlich wird die Verbindung von Geschlecht, Care und Aktivismus. In dem geschützten Rahmen des Cafés eröffnet sich ein Raum, in dem geflirtet werden kann, da von der Norm abweichende Körper die Normalität sind. Einige der Anwesenden sind (miteinander) vernetzt und verbunden, zum Beispiel die Organisator_innen. Andere, zum Beispiel Anna, stehen am Rand,

8 Die ambivalenten Effekte der Institutionalisierung feministischer und lesbischer Bewegungen zeigt Sabine Hark in der Studie »Dissidente Partizipation« (Hark 2006). Für den US-amerikanischen Raum weist David Valentine in der Studie »Imaging Transgender« auf die zunehmende Institutionalisierung der trans Bewegungen hin (Valentine 2007).

9 Während in diesem Café trans Personen mit diversen Vorstellungen von Geschlecht zusammenkommen (wenngleich sie tendenziell an unterschiedlichen Tischen diskutieren), führt dies andernorts zu Konflikten. Aktuell kreist ein Konflikt um den Vorschlag, zwischen trans und transsexuell zu trennen.

sitzen allein an der Bar und finden auch hier keine Community. Wie im vorherigen Kapitel diskutiert, spielen Klassenunterschiede dabei eine große Rolle, aber auch Ableismus, Altersunterschiede und Rassismus in trans Räumen. Die Mehrzahl der Teilnehmenden des Cafés ist studentisch, akademisch und zwischen 15 und dreißig. Menschen wie Anna, die nicht in akademischen Jobs arbeiten oder einer anderen Altersgruppe angehören, stechen heraus; sie sind auch in Räumen wie diesem von Isolation betroffen und finden keinen Anschluss.

Deutlich wird meine Rolle als Vernetzer_in. Da ich im Laufe meiner Forschung viele trans und nicht-binäre Personen, die mit ihren Themen allein waren, kennenlernte, konnte ich Personen miteinander vernetzen. Oft blieben sie miteinander in Kontakt. In einem schnellen Tempo wechselte ich zwischen Knotenpunkten, folgte Aktivist_innen und knüpfte aktiv an einem Sorge-Netz, das ich gleichzeitig beforschte. Das Wissen, das ich generierte, trug ich wieder in die Gruppen und Cafés zurück. In trans Kontexten gibt es, anders als etwa beim schwulen Aktivismus, jenseits der Großstädte wenige Vereine, in denen ich langfristig hätte forschen können.¹⁰ So war das Kartieren temporärer Care-Räume, die kurzzeitig entstehen, um sich dann wieder aufzulösen, ein zentraler Bestandteil meiner Forschung.

Ich möchte nun eine Brücke schlagen zu einer anderen Vorstellung von Care bei Transcafés. Michelle, die diese Cafés in der Schweiz organisiert, verwendet das Bild einer Mikrozelle als Teil der Sorge-Netze, die an diesen Orten geknüpft werden.¹¹ Sie erzählt:

»Ich sehe mit Freude, wie sich die Teilnehmer_innen bei Events vernetzen und dann über eine längere Zeit als Kleingruppe die Transition durchmachen und sich gegenseitig unterstützen. Es entsteht eine kleine Mikrozelle, die einen gemeinsamen Nenner hat und gegenseitigen Support liefert. Der Support ist vielschichtig, es entstehen Freund_innenschaften, es sind Abende, an denen Menschen vergessen können, was sie gerade plagt. Und es wird oft nicht über die Schwierigkeiten des Lebens diskutiert, sondern über die Schönheiten, im Wissen darüber, dass das Gegenüber den gleichen Background hat.«

10 Vergleiche Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

11 Ich begleite Michelle ausführlicher in Kapitel 3, »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

Was bedeutet es, von der Entstehung einer Mikrozelle zu sprechen? Der Begriff Zelle bezeichnet laut Duden unter anderem eine »geschlossene kleine Gruppe durch gleiche Ziele verbundener [gemeinschaftlich agierender] Personen; kleinste Einheit bestimmter Organisationen, Vereinigungen«. Es ist also ein eher statisches Konzept; demnach wären Sorgebeziehungen kaum in Bewegung, und es bestünde eine klare Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Und weiter: Was bedeutet es, eine Mikrozelle zu bilden und sich gegenseitig zu unterstützen? »Mikro-« hebt hervor, dass die betreffenden Gruppen klein sind, aber Teil eines Ganzen. Es geht in diesem Bild um Verbundenheit – trotz der Aufteilung in Kleingruppen. Die Metapher verweist aber auch, so möchte ich ergänzen, auf Biologie und Körper. Ich schlage vor, im Feld Trans-Care eher von einer Care-Assemblage zu sprechen. Das Konzept der Assemblage verweist auf Fragmentierung, Heterogenität und Flüchtigkeit (Marcus/Saka 2006). Trans-Care als Assemblage zu verstehen, erlaubt, die Gleichzeitigkeit verschiedener und die Fluidität von Sorgebeziehungen und Sorgearbeit in den Blick zu nehmen.

»Transition« ist in Michelles Erzählung temporär – mit klarem Ende – und auf Coming-out-Prozesse und eine körperliche sowie rechtliche Transition bezogen. Auch Trans-Fürsorge konzipiert Michelle als an körperliche Veränderungen gebunden. Wo aber finden trans Menschen, die sich nicht in einem Transitionsprozess befinden, Platz? Offener gefragt: Wer wird eingeschlossen in den »gemeinsamen Nenner« – und wer gegebenenfalls nicht? Einerseits schafft der »gleiche Background« Sicherheit, wie Michelle hervorhebt. Andererseits bringt der starke Bezug auf gemeinsame und geteilte Erfahrungen Normativitäten hervor und Hierarchien; hier zeigen sich die Grenzen identitätspolitischer Konzeptionen von Care.

6.2 »Aus der Vereinzelung raus«. Transpädagogische¹² Sorgearbeit gegen Isolation und für einen anderen Blick auf Geschlecht

Ich möchte noch mal einen Schritt zurückgehen: Aus welchen Gründen entschließen sich Aktivist_innen, Transcafés aufzubauen?

12 Danke an Jan Niggemann für das inspirierende Gespräch zu diesem Kapitel und den Impuls, die hier beschriebene Sorgearbeit auch als transpädagogische zu verstehen.

Elia und Robin berichten mir im Interviewverlauf, dass sie ein Transcafé aufgebaut haben, da sie sich allein gefühlt hatten. Robin wurde in der Stadt X geboren, zog fürs Studium weg und nach zehn Jahren zurück. Sie_er erzählt: »Ich hatte diese Vereinzlungserfahrung, als ich Kind und jugendlich war und es noch kein Internet gab.« Robin hatte die Hoffnung, dass sich während ihrer_seiner Abwesenheit viel getan hat: dass »ich mich nur in eine Gruppe reinsetzen muss.« Dem war nicht so, deshalb wurde Robin selbst aktiv: »Okay, dann muss ich selbst was gründen.« Elia beschreibt, dass es in der kleinen süddeutschen Stadt zwar queere Gruppen gegeben habe, aber keinen spezifischen Raum für trans Personen: »Ich merkte, dass ich einen Raum brauche, wo Trans Thema ist. Dann gab es diese glückliche Fügung: Robin ist zurückgekommen und hatte auch die Idee, so etwas anzustoßen.« Gemeinsam riefen sie das *Café trans* ins Leben, mit der Idee, so Elia, »eine Gruppe zu machen, den Raum zu haben für Austausch und zu sehen, wen gibt es – aus der Vereinzlung raus, die ja in der Provinz da ist«. Daneben planten sie, eine Bibliothek aufzubauen.

Das *Café trans* nutzt die Räume eines Frauenzentrums. Robin erklärt dazu: »Das Verhältnis ist manchmal eine Herausforderung. [...] [D]as ist ein unklarer Willkommensstatus für trans Personen, speziell für trans Frauen, in dem Haus. Es ist schwierig, da unterschiedliche Institutionen drin hängen, die ganz unterschiedliche Öffnungsprozesse gemacht haben.« Sie empfinden ihren Status im Frauenzentrum als undurchsichtig, unklar sei: »Wann bin ich willkommen? Wann sind meine Freund_innen willkommen? – Es sind auch schon Leute entrüstet in ein Gruppentreffen reingeplatzt, das wir dort machten.«

Robin arbeitet nun in einer anderen Stadt, reist monatlich an, um dabei sein zu können. »Großartig« findet Elia, »dass bei jedem Treffen Leute kommen, sogar aus dem Umland.« Elia und Robin erklären mir, dass sie einen entspannten Austausch bei Kaffee und Kuchen ermöglichen wollen, frei von Druck. Es gebe jeweils eine Vorstellungsrunde, in der alle ihre gewünschten Namen und Pronomen mitteilen könnten. »Diese findet erst in der Mitte statt, da noch Leute eintrudeln, und ist natürlich komplett freiwillig«, erklärt Elia. Die beiden verstehen Care »nicht als etwas Großes und Außergewöhnliches«. Für Robin kann es bedeuten, mit anderen trans Personen Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen.

Elia beschreibt die Gruppe als unglaublich unterstützend und stellt fest, dass er_sie durch sie »im Leben Schritte nach vorne gemacht« habe. Robin versteht die Gruppe als Rückzugsraum und »Rückhalt für meinen Aktivismus«.

Gleichzeitig empfindet Robin sie als stressig; belastend sei dabei weniger der organisatorische Aufwand, sondern »das Gefühl zu haben, ich habe eine verantwortliche Position und kann nie ganz davon abschalten oder weggehen«. Auch nach einer queeren Revolution, so halten Elia und Robin fest, würden sie hier zu Kaffee und Kuchen mit anderen trans Personen zusammenkommen. »Den Kuchen soll aber bitte jemand anders backen zur Abwechslung«, sagt Robin lachend.¹³

Robin und Elia beschreiben Für_Sorge als Kreislauf: Energie abgeben und Transformationsenergie erlangen. Für beide ist es persönlich wichtig, das *Café trans* zu besuchen, deswegen haben sie es aufgebaut. Durch ihre Rolle als Organisator_innen tragen sie Verantwortung: Sie selbst »könnten sich nicht einfach in eine Gruppe setzen« im Café. Ihr Ideal sei eigentlich ein rotierendes System, das sich in der Praxis allerdings nicht zur Gänze umsetzen lasse. Elia scheint überrascht zu sein, dass jedes Mal Leute kommen, dass sie beim Transcafé nicht allein sind. Daran zeigt sich die Normalität der Isolation in einer binären, zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaft. Während mir im Transcafé in der Eingangssequenz ein Aktivist erklärt, sie seien keine Selbsthilfegruppe, betonen Elia und Robin die politische Dimension von Selbsthilfe. Sie legen dar, dass ihnen die Gruppe Rückhalt gebe; zugleich berichten sie von der Erschöpfung, die die Organisation der monatlichen Treffen mit sich bringe.

Ich frage mich, woher die Erschöpfung, die Elia und Robin benennen, rührt. Die Auseinandersetzung mit dem Konzept Geschlechterarbeit hilft mir, die Sorgearbeit, die Robin und Elia leisten, zu fassen.¹⁴ Die Community-Sorgearbeit von Robin und Elia besteht nicht »nur« darin, Kuchen zu backen und den Café-Raum im materiellen Sinne aufzuschließen, sondern auch darin, Geschlechterarbeit zu leisten, indem sie einen Raum dafür schaffen. Solche Formen der Arbeit werden häufig nebenbei geleistet und bleiben unsichtbar. Elia und Robin haben Verantwortung übernommen, den Raum – das *Café trans* – so zu gestalten, dass geschlechtliche Vielfalt lebbar wird. Die Erschöpfung, die Robin und Elia zur Sprache bringen, mag also auch mit ihrer transpädagogischen Rolle zusammenzuhängen.

13 Das Interview führte ich im Dezember 2017.

14 Vergleiche Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

Auch Sophie organisiert ein Transcafé; die Sorge füreinander sieht sie als einen wichtigen Aspekt des Cafés an. Für sich persönlich hält sie zum Thema Community fest:

»Die trans Community hier und die trans Community allgemein haben mich aufgefangen. Dadurch habe ich ein anderes Bild auf Gesellschaft bekommen, auf Therapeut_innen und habe die Möglichkeit, mich auszutauschen, welche Therapeut_innen vernünftig sind und welche eher anstrengend. Das ist etwas, was ich bei Sorge einrechne: dass man sich vorher informieren kann, mit welchen Leuten man sich beschäftigt und mit welchen nicht.«¹⁵

Sich mit anderen trans Personen zu vernetzen, war wichtig für Sophie, um mit Selbsthass gegenüber ihrem Körper umgehen zu können. Sie fragte sich: »Welchen Bezug habe ich zu meinem Körper? Wie kann ich ihn erleben, jenseits von Normen?« Sorge im Kontext von trans Aktivismus verbindet Sophie mit der Weitergabe marginalisierten Wissens und gegenseitig unterstützender Gefühlsarbeit, etwa zu Selbsthass und Scham. Sie erzählt, dass sie aus persönlicher Betroffenheit zur Organisatorin von trans Räumen geworden sei: Das Sprechen über Scham und Isolation habe den Antrieb gegeben. Auch Sophies Arbeit lässt sich als transpädagogisch verstehen, insofern es ihr darum geht, gemeinsame Lernräume aufzubauen, in denen ein anderer Blick auf Geschlecht gelernt werden kann.

Für Sophie funktioniert Trans-Care »als Versicherung für den Worst Case beim Thema Outing. Für trans Jugendliche, die ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Eltern haben, ist es wichtig, zu wissen: »Falls ich mich oute und meine Eltern werfen mich raus, kann ich da unterkommen.« Sophie spricht damit materielle Care-Aspekte an, etwa wenn trans Personen wohnungslos werden; im Begriff und im Wunsch nach »Versicherung« klingt die prekäre Ausgangssituation an. In Sophies Konzeption von Fürsorge können sich trans Personen im Notfall auf die Community verlassen. Es geht darum, Sicherheitskonzepte aufzubauen. In einem Kontext, in dem staatliche Care und staatlicher Schutz weitgehend fehlen, sind Fragen von Schutz, Care und Verantwortung umso bedeutender (Fine/Farre/Frost 2018: 624). Hier zeigt sich, dass Transcafé nicht nur Orte der Vernetzung sind, sondern dass hier auch Für_Sorge-Netzwerke aufgebaut werden, die in materiellen und existenziellen Krisen Halt geben können.

15 Das Interview führte ich im Juli 2017.

Michelle, die Transcafés in der Schweiz organisiert, unterstreicht die Bedeutung der »positiven Emotionen«, die bei diesen Treffen entstehen. Sie erzählt:

»Vor zwei Wochen waren wir 25 Leute, und das funktioniert, ohne etwas dafür zu tun. Ich habe Menschen am Start, die mit den Menschen, die ihnen passen, in Kontakt kommen, sich austauschen. Im Laufe des Abends werden Stühle rumgerückt und umplatziert. Gruppen entstehen, es gibt einen Wechsel. Es ist ein reger Austausch. Man sieht, wie die Menschen zu strahlen beginnen, man spürt das an der Energie. Eine positive Energie entsteht.«

In der Erzählung von Michelle hängen Emotionen und Kollektivierung eng zusammen: Vergemeinschaftung hebt sie hervor als etwas, das durch das Teilen von Emotionen entsteht. Es bildet sich so etwas wie eine Community. Die Theoretikerin Sara Ahmed konzeptualisiert Emotionen als Kitt des Sozialen (Ahmed 2001: 21). Emotionen unterstützten die Bildung und das Fortbestehen von Gemeinschaften, da sie mit Erwartungen verbunden seien: »Emotion may function as a ›contingent attachment‹ to the world« (ebd.). Auffällig ist, dass in Michelles Erzählung negative Emotionen unbenannt bleiben.

Zusammenfassend sind Transcafés Räume, in denen trans Personen für einen begrenzten Zeitraum Fürsorge füreinander leisten, in Form von Wissensweitergabe, Geschlechterarbeit und emotionaler Für_Sorge. Aus diesen Begegnungen gehen längerfristige Sorge-Netzwerke und -beziehungen hervor. Gleichzeitig entstehen sie auch auf der Basis bereits existierender Netzwerke, bauen diese aus, weiten und stabilisieren sie. Die Organisator_innen beschreiben den Aufbau dieser Räume als einen Akt der Selbstsorge und betonen, dass Care in beide Richtungen fließe. Was sich zudem abzeichnet, ist eine transpädagogische Praxis: Gemeinsam wird gelernt, Sorge zu tragen, und wird über Care und Geschlecht gesprochen. Den Begriff trans pädagogisch verwende ich angelehnt an Jutta Hartmanns Konzeptionen queerer Pädagogik. Sie betont:

»Die Verwobenheit geschlechtlicher und sexueller Identität mit heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit aufzugreifen befördert die normalitätskritische Ausrichtung sowie das Transformationspotential von Bildung.« (Hartmann 2013: 272)

Organisator_innen von Transcafés bauen trans pädagogische Räume auf: Wissen zu Gender wird weiterentwickelt und ebenso pädagogische Tools wie Pronomen- und Vorstellungsrunden.

Persönliche Gefühle der Einsamkeit und Isolation sind oft der Antrieb, um kollektive Räume für trans und nicht-binäre Personen aufzubauen. Die Atmosphäre fasse ich als Transformationsenergie; sowohl den ehrenamtlichen Aktivist_innen als auch den Teilnehmenden geben die Cafés Energie. Dass zugleich Gefühle der Erschöpfung angesprochen werden, zeigt mutmaßlich an, dass Belastungsgrenzen überschritten oder zu viel Verantwortung übernommen wurde.

6.3 »*Trans-Hilfe* hat den Weg zur Selbstfindung ausgebaut, ausgesteckt mit Wegweisern und Steighilfen.« Wege der Institutionalisierung

Während meines Forschungsaufenthaltes in der Schweiz interviewe ich Alecs, Gründungsmitglied von *Trans-Hilfe* in Zürich. Er ist Jurist, leitet die Rechtsberatung. Ich kann einige Tage bei ihm wohnen, das Interview führen wir in der Küche. Er erzählt mir von der Bedeutung von trans Kontakten und Transstammtischen für seine Biographie. Über ein virtuelles Forum lernte Alecs zwei trans Männer aus Zürich kennen, sie trafen sich offline und freundeten sich an. Er erinnert sich mit leuchtenden Augen:

»Schnell war klar: Es ist schön, dass es Treffen von trans Selbsthilfegruppen gibt – diese sind aber primär für trans Weiblichkeiten und entsprechen nicht dem, was wir suchen. Wir bildeten dann eine eigene kleine Community zu dritt, auch einen Care-Teil, und stützen uns gegenseitig. Aber wir merkten, dass es großartig wäre, einen Stammtisch zu haben für trans Männlichkeiten und dass sich politisch viel bewegen müsste. Dann sagten wir im Scherz: »Na ja, du studierst Jura, du hast politische Erfahrung, du kannst die Organisation aufziehen, und du bist Psychologe, du kannst einen Treff organisieren.« – Genau so kam es. Der eine Freund von mir hat einen trans Männer-Stammtisch gestaltet: monatliche Treffen in einem Café. Den gibt es heute noch. Es gibt andere, die das weiterführen. Ich selbst trug das Thema mit mir rum, dass man eine Advocacy-Organisation auf Schweizer Ebene haben sollte. Auf dem *TGEU-Council*¹⁶ in Berlin 2008 lernte ich eine Aktivistin aus der französischsprachigen Schweiz kennen. Mein erster Gedanke nach ein paar Wortwechselln mit ihr war: Wenn es in der Schweiz solche Menschen gibt, kann man hier eine Organisation gründen!

16 TGEU: Transgender Network Europe.

Das ist eine tolle Aktivistin, mit der arbeite ich heute noch zusammen. 2009 saß ich in meinem Lieblingscafé und schrieb eine Mail an Leute, die Interesse haben könnten an so einer Organisation. Wir trafen uns Ende Oktober 2009 in Bern das erste Mal mit der Idee: Wer Interesse hat an einer Vernetzung national, soll vorbeikommen. Da kamen 36 Leute. Wir hätten nie gedacht, dass es so viele werden. Vielleicht zehn, zwanzig. Das war eine Aufbruchsstimmung! Die Frage war nicht, ob wir etwas machen, ob wir uns vernetzen, ob wir Arbeit machen wollen, gesellschaftspolitische, sondern nur noch: Wie, wer ist alles dabei, und wie funktionieren wir? So ist das Baby entstanden.«

2012, drei Jahre nach Gründung von *Trans-Hilfe*, wurden die Rechtsberatung und die erste Teilzeitstelle für allgemeine Beratung geschaffen. Mittlerweile hat die Organisation zwei Teilzeitstellen. Der Großteil der Arbeit findet ehrenamtlich statt. Die enorme Anzahl an Beratungsanfragen, so Alecs, könnten sie kaum bewältigen.

Ich frage Alecs: »Was denkst du, welche Rolle spielt Unterstützung für trans Menschen?« Alecs antwortet: »Unterstützung ist, zu wissen: Ich bin nicht die einzige trans Person. Es muss nicht Unterstützung sein im Sinne von: Wir haben jetzt hier regelmäßig Therapiesitzungen, sondern dieses Gefühl von: Ich bin nicht allein. Freund_innen zu haben, die trans sind. Im Rahmen einer Jugendgruppe mal die Norm zu sein. Es gibt auch konkrete Unterstützung: Rechtsberatung, damit die Leute ihren Namen und ihr amtliches Geschlecht ändern können; konkrete Dinge, zum Beispiel, dass die Jugendgruppe eine Sammlung von gebrauchten Bindern hat, die sie weitergibt. [...] Ich finde schön, wie groß die Community geworden ist und wie man zueinander schaut, einander unterstützt.«

Bei *Trans-Hilfe* beschäftigt sich Alecs außerdem mit Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt und in der Gesundheitsversorgung. Er sieht Hürden, »wenn es um eine Kostenübernahme geht für geschlechtsangleichende Maßnahmen wie Operationen, Epilationen, Logopädie. Da haben wir in der Schweiz ein System von Unternehmen, die in der Regel nicht bezahlen wollen«. Dies führt laut Alecs zu einem »Dreiklassensystem«. Die erste Gruppe seien trans Personen, die sagen: »Ist mir egal. Ich habe die Kohle ohnehin und mach es nicht in der Schweiz.« Die zweite Gruppe seien Personen, die eine Zusatzversicherung hätten oder sich einen Anwalt leisten könnten. Die dritte Gruppe habe keine ökonomischen Ressourcen, um für die Maßnahmen ins Ausland zu gehen und sie selbst zu bezahlen oder sich eine_n Anwält_in zu nehmen; so »haben sie am Ende keinen Zugang zur

Gesundheitsversorgung«, wenn die OP-Kosten in der Schweiz abgelehnt würden, so Alecs. Viele Personen, die Alecs berät, sind in dieser Situation. »Wir können juristisch nichts machen. Das Einzige, was wir können, ist die Frustration und den Ärger der Person teilen, was auf der emotionalen Ebene hilft, aber langfristig ist es nicht die Lösung.«

Die trans Community-Räume, die Alecs vor zehn Jahren mit aufgebaut hat, haben sich für ihn persönlich verändert. Er erklärt: »Für mich hat die Rechtsberatung den Nachteil, dass mich in der Community die Leute als Rechtsberater sehen. Wenn ich in meiner Freizeit auf einem Treffen bin, um ein Bier zu trinken, werde ich als Rechtsberater gesehen.« Selbst auf Geburtstagsfeiern werde er um rechtlichen Rat gebeten. Er werde »primär gesehen als jemand, der da ist für die anderen und weniger als Teil der Community, als Privatperson«. ¹⁷

Alecs beschreibt seine aktivistische Biographie und den Aufbau der ersten Schweizer trans Organisation als einen Weg, der von der Vereinzelung hin zur Vergemeinschaftung führte. In seiner Erzählung verbinden sich die persönliche Politisierung und das Kennenlernen einer trans Community mit dem Aufbau gemeinschaftlicher trans Sorgeräume. Während Alecs vor zehn Jahren Für_Sorge-Netzwerke mit anderen trans Männern aufzubauen begann, kann er, der inzwischen trans Berater ist, sie heute nur selten privat nutzen. Alecs skizziert nicht nur die Professionalisierungsgeschichte von Trans-Hilfe, sondern auch seine eigene: von einer vereinzelt trans Person über eine, die Teil einer trans Community ist, bis hin zu einem trans Experten.

Infolge seiner langjährigen Beratungstätigkeit kennt Alecs die strukturellen Hürden, die trans und nicht-binäre Personen auf ihrem Weg zu geschlechtlicher Selbstbestimmung einschränken; er hat einen Überblick über die Herausforderungen, vor denen trans Personen in der Schweiz stehen. Er betont, dass Unterstützungsarbeit aber nicht immer professionalisiert sein, also zwingend durch trans Berater_innen geleistet werden müsse: Für_Sorge böten auch Begegnungen mit weniger Hierarchien. Hier zeigt sich jedoch auch eine gewisse Ambivalenz. So weist Alecs durchaus auf Wissen hin, das notwendig sei, um effektiv unterstützen zu können – ein Wissen, das er sich durch die jahrelange Beratungsarbeit angeeignet hat.

Alecs resümiert, dass Sorgearbeit nicht ausreiche, um strukturelle Diskriminierung abzubauen; hierfür brauche es auch rechtliche Veränderungen.

17 Das Interview führte ich im Mai 2017.

Alecs möchte Hürden abbauen und sich als Rechtsberater langfristig überflüssig machen. In seinem Verständnis ist der politische Einsatz für rechtliche Veränderungen nicht unbedingt Teil von Care.

Die Aktivistin Michelle, die ebenfalls seit vielen Jahren bei *Trans-Hilfe* aktiv ist, stellt die Rolle der Organisation folgendermaßen dar:

»*Trans-Hilfe* hat den Weg zur Selbstfindung ausgebaut, ausgesteckt mit Wegweisern, mit Steighilfen, mit dem Angebot, temporär jemanden an der Hand zu haben, der über eine schwierige Passage hinweghilft. Dieser Weg wird breiter werden, wird besser ausgebaut werden, bis hin zu einer Seilbahn, die auf einen Berg hochfährt, wo man einsteigen und den Weg hürdenfrei überwinden kann. Vielleicht ist einem dann nicht mehr bewusst, wie viel Effort nötig war, um dieses Ziel zu erreichen.«

Michelle beschreibt den Weg zur »Selbstfindung« und zur medizinisch-rechtlichen Anerkennung für trans und nicht-binäre Personen als hürdenreich und die Arbeit von *Trans-Hilfe* als Wegbegleitung. Ich fragte mich: Wo beginnt der Weg? Wer stellt die Wegweiser auf, und was steht auf ihnen? Beim Wandern brauche ich Schilder für die Orientierung: Wo bin ich? Wie lange dauert es noch? Wo kann ich mich ausruhen und neue Kraft tanken? Wird die Steighilfe jedem Körper angepasst? Wie funktioniert das »Angebot, jemanden temporär an der Hand zu haben«? In diesem Bild, jemanden an die Hand zu nehmen, gibt es eine erfahrene Seite und eine unerfahrene. Wer nimmt wen an die Hand? – Oder ist es zeitweise ein gegenseitiges Sich-Stützen, Hand in Hand? Was passiert, wenn eine Person nicht nur temporär Unterstützung benötigt? Wenn sie auf dem Weg steckenbleibt, wird sie dann von einem Hubschrauber gerettet? Oder geht sie den Weg mit gesenktem Kopf zurück? Wie wird der Weg breiter? Wird dafür eine Baufirma beauftragt, wird er nach und nach durch viele Fußstapfen breiter oder mithilfe eines ehrenamtlichen Arbeits-einsatzes?

Ziel von *Trans-Hilfe* ist laut Michelle, den Weg abzuschaffen und durch eine Seilbahn zu ersetzen. Kostet die Seilbahn Eintritt? Können sich das alle leisten? Wer betreibt sie? Was sind die Betriebszeiten? Was bedeutet es, wenn die Anstrengung nicht mehr von allen als persönliche erfahren wird, wenn die einen den mühsamen Weg gehen mussten, die anderen in die Seilbahn steigen können? Entstehen dann generationenabhängige Unterschiede? Die Arbeit von *Trans-Hilfe*, Wegweiser aufzustellen, die Wegbegleitung, die Lobbyarbeit für die Seilbahn würden eventuell unsichtbar und in Vergessenheit geraten.

Was das Bild, das Michelle zeichnet, nur bedingt transportiert, ist die Besonderheit der Beziehung zwischen Begleiter_innen und Begleiteten. Nicht alle sind *gute* Weggefährt_innen, worauf einige meiner Forschungspartner_innen hinweisen: Manchmal versuchen Begleiter_innen die Begleiteten dazu zu drängen, ihrem Weg zu folgen – auch wenn diese vielleicht Umwege gehen möchten oder einen neuen Pfad einschlagen.¹⁸ Gibt es die Möglichkeit, Begleiter_innen wegzuschicken und um eine andere Begleitung zu bitten? Was eine gute trans Begleitung ausmacht und wie dies ausgehandelt wird, bleibt in der Metapher unsichtbar. Was passiert mit der Wegbegleitung, wenn eine Seilbahn den schweren Aufstieg zu vermeiden erlaubt? Besteht die Möglichkeit, mit einer begleitenden Person hochzufahren, um die eigene Höhenangst zu überwinden? Oder fährt man gemeinsam mit anderen hinauf und ermutigt und unterstützt sich so gegenseitig?

Inspiziert von Sara Ahmeds Studie »Queer Phenomenology« (2006), in der Des_Orientierung im Zentrum steht, lässt sich der Ansatz von *Trans-Hilfe* auch als Praktik der Orientierung verstehen. Laut Sara Ahmed folgen Lebenswege Orientierungen, die bedingen, wie Menschen die eigene Gegenwart und Zukunft imaginieren:

»The concept of ›orientations‹ allows us to expose how life gets directed in some ways rather than others, through the very requirement that we follow what is already given to us. For a life to count as a good life, then it must return the debt of its life by taking on the direction promised as a social good, which means imagining one's futurity in terms of reaching certain points along a life course. A queer life might be one that fails to make such gestures of return.« (Ahmed 2006: 21)

Viele trans Personen erleben eine Phase der Desorientierung und Isolation, nachdem sie die vorgesehenen cis-normativen Pfade verlassen haben. Wie geht es weiter, wenn Personen die »offizielle« Richtung nicht einschlagen? *Trans-Hilfe* bietet Orientierung und Begleitung auf Wegen jenseits heteronormativer Pfade. Trans Aktivist_innen müssen dabei mit der Ambivalenz umzugehen imstande sein, dass durch eine Wegbegleitung und den Ausbau von Pfaden neue Normativitäten entstehen. Zudem kann auch das Ziel der Orientierung kritisch hinterfragt werden. Sara Ahmed definiert Desorientierung – »out of place« – als einen queeren Moment, der das Potenzial,

18 Diese Auseinandersetzungen zu »guter trans Community-Care« wurde in Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum«, deutlich.

politisch radikal zu sein, und Hoffnung auf neue Richtungen berge (ebd.: 10). Trans Aktivist_innen stehen vor der Herausforderung, eine professionelle Care-Versorgung zu gewährleisten – und gleichzeitig multiple Wege offenzuhalten und selbstkritisch mit der Herausbildung normierter trans Wege umzugehen.

6.4 *Becoming trans-professional. Ein Weg vom Betroffenen zum Experten*

Ich interviewe Oskar im Büro von *Trans-Hilfe*. Er stammt aus Deutschland und leitet ein Schweizer Kunstmuseum. Schnell wird klar: Oskar gibt viele Interviews. Seit der Gründung von *Trans-Hilfe* ist er im Vorstand und seit 2012 Präsident des Dachverbandes für, wie er sagt, »trans Menschen in der Schweiz der gesamten Bandbreite des Spektrums«. Er charakterisiert sich als Netzwerker. Bei der Gründung hätten sie »offene Türen eingerannt«, da es das T in LGBT in Vereinsform noch nicht gegeben habe. Mit Elan seien sie gestartet. Oskar verfolgt das Anliegen, »in dem komplizierten Feld der Schweizer Politik unsere Positionen zu vertreten und bekannt zu machen«. 2010, zeitgleich mit der Gründung von *Trans-Hilfe*, begann Oskar mit 46 Jahren seine Transition. »Das war spät«, sagt er. Seine Transition sei unkompliziert verlaufen: Er ist weiterhin mit seinem Mann zusammen, arbeitet im gleichen Job, und sein Freund_innenkreis hat ihn unterstützt. Er kennt »viele andere, wo es nicht nur schwierig, sondern dramatisch war«. Oskar erinnert sich an die Berliner Transtagung 2009, ein Jahr vor dem Beginn seiner Transition: »Ich stand eine halbe Stunde vorm Eingang und schlotterte und überlegte, ob ich reingehe. War *flashig*. Ich hatte noch nie so viele trans und queere Personen auf einmal gesehen«, berichtet Oskar. Lachend ergänzt er: »Ich wusste auch nicht, was Hormone anrichten können.« »Dann ist man plötzlich im Aktivismus drin«, erklärt Oskar. Zentral war für ihn zunächst, andere trans Menschen kennenzulernen, anfangs über ein Ftm-Portal. 2011 begründete er einen Stammtisch in der Schweiz. Dieser sei nicht nur für Leute, die am Anfang stehen, wichtig, sondern auch, »um zusammenzukommen, sich nicht erklären zu müssen«. Sie trafen sich in einem Schwulenzentrum; dort seien sie zu Beginn kritisch beäugt worden. Stammtische gebe es nur für größere Regionen, und viele müssten weit fahren, um teilzunehmen: »Wenn man in Graubünden wohnt, muss man sich nach Chur oder gar Zürich bewegen, um irgendwas zu finden.«

»Was meinst du überhaupt mit trans Community?«, frage ich Oskar. Er definiert sie als kleine Gemeinschaft, deren Schwerpunkt in den Städten liege. »Aber wir sind überall, manchmal weit weg von jeglicher Unterstützung«, fügt er hinzu. Schwul/lesbische Zentren nützten trans Personen oft nichts, da sie häufig nicht trans-sensibel seien. Mit Community meint er »die trans Menschen, die zutage treten und sich als solche sichtbar zeigen«. Andererseits, unterstreicht er, seien sie so wenige, dass eigentlich alle zusammen eine Community seien: »Die Schweiz, das ist wie Berlin, nur weniger aktiv und verteilter. Wahrscheinlich hat es in Berlin mehr trans Personen als in der Schweiz.«

Oskar spricht an, dass manche trans Personen mit anderen trans Menschen nichts zu tun haben wollten: »Ich kenne das aus der Beratung. Es gibt viele, die sagen: ›Ich ziehe das allein durch. Ich kann das. Ich will mich nicht in die Szene reinbegeben. Ich mach mein Ding und fertig.‹ Da gibt es Angehörige, die zu uns kommen und sagen: ›Ich habe ein trans Kind, das sitzt den ganzen Tag vorm Computer und sagt: Ich weiß alles über das Thema, aber war nie draußen damit.‹ Teilweise sind es dramatische Fälle.« Ich frage ihn, worin die Gründe für die Selbst-Isolation liegen. Er erklärt, »dass sie Jahre oder Jahrzehnte allein mit ihren Gedanken um trans waren, sich [deshalb] anderen nicht öffnen können oder wollen«. Er verstehe die Berührungssängste. Daher bemühten sie sich darum, es den anderen leicht zu machen beim Stammtisch: »Für den Berner Stammtisch: Wenn jemand kommen will, aber sagt, ›ich traue mich nicht‹, oder fragt, ›wo kann ich mich umziehen?‹, bieten wir an, sie am Bahnhof abzuholen, sie vorher zu treffen und zu unterstützen. Einige sagen: ›Ich möchte da nicht hinkommen. Das ist mir zu exponiert. Ich treffe mich lieber in einem Hinterkammerchen einer Kneipe, wo mich niemand sieht.«

Trans-Hilfe versteht Oskar als Anlaufstelle für trans Personen des gesamten Spektrums. Er erklärt mir, dass es einen unglaublichen Beratungsbedarf gebe; angeboten würden Erst-, Walk-in- und Rechtsberatung. Bei der Erstberatung geht es um folgende Fragen: »Wie geht das los? Was muss ich tun? Was bin ich überhaupt?« Dafür steht eine Zwanzig-Prozent-Stelle zur Verfügung. Die Rechtsberatung findet Oskar wichtig: »Wir haben kein trans Gesetz in der Schweiz, es muss also in der Rechtspraxis laufen, Namensänderung und Personenstandsänderung. Das ist kantonal unterschiedlich komplex, 26 Möglichkeiten. Für die Personenstandsänderung muss man wie

in Deutschland vor Gericht.«¹⁹ Oskar beklagt, dass trans Themen im Recht nicht vorkommen. »Wir existieren trotzdem!« Die fünf ehrenamtlichen Rechtsberater_innen arbeiteten mit komplexen Fällen, von ihrer Arbeit hingen Schicksale ab.

Gerade können sie die Vielzahl der Anfragen nicht mehr bewältigen. Sie müssen sondieren und gegebenenfalls mitteilen: »Tut mir leid, dein Fall ist easy, das kannst du selbst machen.« Für Prozesskosten haben sie Geld zurückgelegt, auch die 20.000 Franken, die sie anlässlich des Gleichstellungspreises der Stadt erhalten haben. Aufgrund der starken Nachfrage und Belastung suchen sie nach einer Möglichkeit, die Rechtsberatung zu finanzieren. Oskar stellt heraus: »Was hier geleistet wird, ehrenamtlich, vom Niveau her – das ist weit über dem, was so Vereinsarbeit eigentlich ist. Das ist eine hochverantwortungsvolle Tätigkeit. Da hängen Schicksale von ab.«

Er erachtet es als wichtig, dass die Berater_innen trans sind und dabei das ganze Spektrum abbilden. Dadurch »weiß die Person genau, worüber sie spricht und das bringt viel«. Monatlich organisieren sie eine Walk-in-Beratung, die trans Personen ohne Anmeldung nutzen können. Die Jugendgruppe hat als »Empfangskomitee« eine wichtige Funktion inne, erzählt Oskar mit strahlenden Augen: »Sie managen das Vorzimmer. Wenn hier jetzt ein Beratungsgespräch stattfinden würde, wären die draußen im Korridor, hätten Kaffee gemacht. Es gibt Kekse für die Leute, die zum ersten Mal kommen und schlottern und zittern. Die kümmern sich ganz rührend. Da gibt es Leute, die wollen am Ende nicht mehr gehen.« Wir lachen gemeinsam. Manchmal kämen Leute in die Beratung, »die muss man an die Hand nehmen, vom Briefeschreiben bis zum Zu-Ämtern-Gehen. Die brauchen viel Unterstützung.«

Eines der Kernthemen ist Arbeitslosigkeit. Oskar erzählt: »Es gibt eine Menge trans Personen, die weder in der Ausbildung oder im Beruf noch in der Familie Unterstützung bekommen. Wenn solche Komponenten fehlen im Rahmen einer Transition, geht es schnell bergab. Da gibt es nichts,

19 Die rechtliche Anerkennung von trans ist in der Schweiz kantonal unterschiedlich geregelt. So sind beispielsweise die Voraussetzungen für eine Personenstandsänderung unterschiedlich geregelt. Das *Transgender Network Switzerland* schreibt hierzu: »Die Voraussetzungen sind nicht einheitlich geregelt, die Schweiz hat kein spezielles Trans-Gesetz. Deshalb hängt es von der für das Gesuch zuständigen Richter_in ab, was verlangt wird.« (TCNS o. J.)

was Leute auffängt. Wir oder Stammtische versuchen, Leute zu begleiten, zu betreuen, aber wir sind eine sehr kleine Community in der Schweiz.« Oskar betont: »Wenn der Job weg ist, wird alles schwierig.« Die Bedeutung von Klasse spiegelt sich auch im Zugang zu medizinischer Care wider; er berichtet: »Die OP-Qualität ist grottenschlecht in der Schweiz, außer für Mastektomie.« Als Berater_innen empfehlen sie »denen, die es sich finanziell leisten können, als Frau Thailand oder Deutschland, München und so. Da fängt die Zweiklassengesellschaft an. Diejenigen mit Grundsicherung müssen alles in der Schweiz machen lassen, obwohl es in Thailand oder Deutschland viel günstiger wäre.« Er führt aus: »Es gibt vieles, wo es arg daneben geht.« Manche seien »verzweifelt [...], wenn sie aus diesen Unispitälern kommen«. In besonders schlimmen Fällen könnten nur noch Ärzt_innen in München helfen, mit einer Nach-OP. »Wo das der letzte Weg ist, versuchen wir, auch da zu helfen.«

Oskar benennt als Problem auch: »Es gibt Leute, die sind mit allem zufrieden.« Und weiter: »Wenn man so viel erreicht hat und durchgemacht, findet man alles gut, was hinterher rauskommt – obwohl man selbst im Grunde des Herzens weiß, dass es eigentlich nicht gut ist.«²⁰ Er erzählt, dass sie im Rahmen einer trans Tagung mal einen Workshop für Betroffene veranstaltet haben, um ehrlich über OP-Ergebnisse zu reden. »Da wird viel schönegeredet – und dann ändert sich nichts.«²¹

Oskar liefert klare Definitionen für die Formen von Care, die *Trans-Hilfe* leistet. Während die Rechtsberatung ihm zufolge professionalisiert sein muss, hebt er auch die informelle Arbeit des »Empfangskomitees« als äußerst wichtig hervor. Oskar stellt an *Trans-Hilfe* den Anspruch, Gemeinschaften von Menschen aufzubauen, die vorher isoliert waren. Das zeigt sich auch im (in trans Räumen umstrittenen) Verhältnis zu Crossdressing-Gruppen, auf die Oskar zu sprechen kommt. Er sagt dazu: »Das ist ein Einlasstor. Es gibt viele, die jahrelang überzeugt waren, dass sie »nur« Crossdresser sind, und dann stimmt es nicht. Es ist eine Möglichkeit, seinen Weg zu uns zu finden.«

Erneut taucht das Bild des Weges auf. Oskar möchte neue Wege erschließen, um trans Communitys zu schaffen. Ihm zufolge wird aus einer Gruppe trans Personen dann eine Community, wenn sie im öffentlichen Bewusstsein ist, sichtbar wird. Das Interview macht deutlich, dass Oskars Vorstellungen

20 Hier werden Schönheitsnormen in trans Räumen deutlich.

21 Das Interview führte ich im Mai 2017.

von Aktivismus stark in Richtung Normalisierung weisen. So wünscht er sich, dass trans Vereine im Kontext der Schweizer Politik ernst genommen werden. Normenkritisch merkt er an, dass in trans Räumen die Norm bestehe, nur positive Gefühle nach außen zu tragen. Er versucht hingegen, Care-Räume zu schaffen, in denen Gefühle wie Scham und Wut artikuliert werden können. Oskar fordert zum Sichtbarmachen negativer Emotionen auf, um sich politisch für eine Verbesserung der Gesundheitsversorgung einsetzen zu können.

Oskar schildert seinen eigenen Weg als trans Person: angefangen bei der Suche nach Verbindung bis hin zur Rolle eines trans Experten. Hierbei waren *Becoming-trans-activist-Stationen* relevant, die mir auch in anderen Erzählungen begegnet sind. Der erste Schritt für Oskar nach dem inneren Coming-out war es, über virtuelle Plattformen Kontakt mit anderen trans Personen zu knüpfen. Darauf folgten der erste trans Kontakt, das erste Treffen mit anderen trans Männern und der Besuch der Trans-Tagung 2009 in Berlin. Dort zum ersten Mal so vielen anderen trans Personen zu begegnen, beschreibt Oskar als einschneidendes Moment. Zurück in der Schweiz baute er einen Stammtisch für trans Männer auf.

Oskar beschreibt seinen Wechsel in den Aktivismus als schnell vollzogen. Voller Elan haben sie den trans Verein aufgebaut. Seine Transition war von Kontinuität geprägt, weder seine berufliche noch seine soziale Situation veränderten sich. Oskar stellt sich in dem Interview sehr stark als Experte dar; darüber, wie er selbst von trans Feindlichkeit betroffen ist, verliert er wenige Worte. Dies mag mit seiner Klassenposition zusammenhängen, er leitet ein Schweizer Museum und ist dort an die Expertenrolle gewöhnt.

Nicht für alle trans Personen ist es möglich und erstrebenswert, Expert_innenrollen einzunehmen oder Teil einer »Trans Elite« zu werden (Irving 2008, 2009, 2012, 2014; Spade 2011). In den Erzählungen von Oskar wird deutlich, dass er trans Aktivismus stark auf Professionalisierung ausrichtet. Rickke Mananzala und Dean Spade kritisieren, dass die Herausbildung eines Nonprofit-Sektors dazu geführt habe, dass sich aktivistische Kultur stärker in Richtung Professionalisierung bewege, was auch einen Kampf um die knappen Ressourcen mit sich bringe (Mananzala/Spade 2008: 58). Dies nehmen sie auch im Kontext von trans Aktivismus wahr (ebd.). Was *Trans-Hilfe* betrifft, lässt sich eine eher prekäre Professionalisierung wahrnehmen, insofern der Großteil der Arbeit immer noch ehrenamtlich geleistet wird.

Für Oskar ist es wichtig, sich als Experte zu positionieren und nicht als Betroffener wahrgenommen zu werden. Auf diese Weise grenzt er sich von

Selbsthilfe ab und erschafft eine Hierarchie, in der Selbsthilfe der rechtlichen und politischen Lobbyarbeit untergeordnet ist. Auch Aspekte der eigenen Arbeit, etwa der Aufbau von Selbsthilfestrukturen, wird abgewertet, um sich als professioneller Experte zu positionieren.

6.5 Hängematte, Durchlaufstation oder Aktivist_innenschmiede?

Oskar macht als Problem aus, dass *Trans-Hilfe* als »Durchlauferhitzer« fungiere, während der Aktivismus von wenigen betrieben werde. Er argumentiert:

»Die Leute, die vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren transitionierten, die findest du nicht. Die müssen irgendwo sein, aber die sind sicher nicht bei uns Mitglied. Wir sind ein Durchlauferhitzer, wo man anfängt, seinen Weg zu suchen. Danach diffundieren viele weg. Ich meine, das ist ihr gutes Recht. Man will so wie alle sein, manche wollen das nicht, aber viele. Das ist in Ordnung.«

Michelle erklärt:

»Viele haben kein politisches Bewusstsein. Sie nutzen diese Support-Netzwerke aus, im Sinne einer Hängematte. Sie lassen sich reinfallen, tragen, und sobald sie allein laufen, sind sie weg. Und es kommt nichts zurück. Dann gibt es die anderen, die die Notwendigkeit und Chance sehen und sich engagieren. Die Szene entwickelt sich weiter, sie wächst, aber langsam.«

Ich war irritiert: Forschungspartner_innen kritisieren, dass trans Personen Fürsorge-Räume als »Hängematte« nutzten, oder beschreiben sie negativ als Durchlaufstation. Ist nicht genau das der Sinn von Care: sich auszuruhen und umsorgt zu werden, ohne etwas zurückgeben zu müssen?

Michelle versteht Care offenbar nicht als konditionslos. Hier wird ein Widerspruch deutlich: Einerseits fasst sie ihre Sorgearbeit als Wegbegleitung auf, die einen temporären Charakter hat und von Hierarchien durchzogen ist (mit wissenden Begleiter_innen und hilfeschuchenden Begleiteten); andererseits wünscht sie sich nachhaltige Strukturen, in die sich alle einbringen, und fordert Umsorgte auf, sich zu beteiligen, statt sich in die »Hängematte« fallen zu lassen. Die Metapher der Hängematte hat einen neoliberalen Beigeschmack: Im Zuge des Abbaus sozialstaatlicher Leistungen wurde in Deutschland aus dem »sozialen Netz« die »soziale Hängematte« (Wolfgang Schäuble, CDU); mit diesem Paradigmenwechsel wurden insbesondere Be-

zieher_innen von ALG II unter Generalverdacht gestellt, ihnen wird pauschal Faulheit unterstellt. Ähnlich unterstellt Michelle den Nutzer_innen von Trans-Care, dass sie Support-Netzwerke ausnutzten. Ich frage mich: Was sind die vielfältigen Gründe, warum sich trans Personen nicht aktivistisch beteiligen wollen oder können. Ist es nicht erstrebenswert, wenn sich Menschen in einer Hängematte ausruhen können? Ist es nicht Sinn eines Sorge-Netzwerkes, dass Menschen es nutzen, ohne zurückgeben zu müssen?

Ich frage Michelle nach ihrer Einschätzung dazu, warum sich viele nicht aktivistisch einbringen. Sie erwidert: »Viele wenden sich von der Szene ab, um nicht mehr mit der Szene in Verbindung gebracht zu werden. Weil sie den Wunsch haben, *stealth* zu leben, unsichtbar.« Als Grund für Nichtengagement führt sie also den Wunsch nach Unsichtbarkeit an. Michelle warnt aber auch davor, sich zu früh zu engagieren:

»Das sind existenzielle Situationen, mit denen man konfrontiert ist und in denen man sich verantwortlich fühlt, sich verausgabt – was nicht die Zuständigkeit der sich verausgabenden Person ist. Das sehe ich häufig. Ein anderes Phänomen ist, dass viele Aktivismus betreiben wollen, die die Reserven nicht haben, noch mitten auf dem Weg sind. Es kommt mir vor, wie wenn jemand den ersten Treppenschritt erklommen hat und dann schon bereit ist, den anderen hoch zu helfen, anstatt erst die Treppe hochzugehen, bis zum ersten Zwischenplateau, sich dort zu erholen, runter zu schauen, den Erfolg zu feiern, stolz auf sich selber zu sein, den Weg neu zu definieren, in sich zu fühlen: Wo stehe ich, wo will ich hin?«

Hier offenbart sich eine Ambivalenz in der Haltung Michelles: Sie kritisiert zum einen, dass sich nicht genug trans Personen ehrenamtlich engagierten; zum anderen verweist sie darauf, dass es kräftezehrend und überfordernd sei, wenn das Engagement zu einem Zeitpunkt beginnt, an dem eine Person selbst noch viel Fürsorge benötigt. Diese Ambivalenz spiegelt ein strukturelles Dilemma wider: Es gibt viel Bedarf an Unterstützung und Begleitung, aber nicht genug Begleitende, die diese Arbeit machen können, ohne sich selbst zu überfordern. Mit diesem Dilemma und dieser Ambivalenz sind Aktivist_innen wie Michelle konfrontiert: Wie unterstützen, ohne sich dabei selbst zu überfordern?

Das Bild des Durchlauferhitzers bringe ich in das Interview mit Persson ein, der im Bereich Trans-Aktivismus publiziert:

Das Interview mit Persson führe ich im Beratungsraum eines queeren Vereins. Zum Einstieg frage ich ihn: »Wie bist du zu Trans-Aktivismus gekommen?« Es folgt eine lange Erklärung, warum dies eine schwierige Frage sei. »Bin ich Aktivist oder nicht?« Diese Frage beschäftige ihn. Teilweise fühle er sich wie ein »absoluter Unaktivist«. Eine Zeit lang habe er sich als trans Aktivist verstanden und einen Verein aufgebaut. Um den Begriff für sich verwenden zu dürfen, müsse man etwas tun.

Ich frage ihn, warum Aktivist_innen trans Räume als Durchlauferhitzer bezeichnen. Er sagt: »Das ist etwas, womit trans Räume zu tun haben: dass die oft Durchlaufstellen sind, dass Leute kommen für Informationen und um für bestimmte Zeit Support zu bekommen und dann wieder gehen. Es sind seit Jahrzehnten dieselben, die da den Rücken herhalten.

Gleichzeitig nimmt Persson wahr, dass trans Selbsthilfegruppen abgewertet werden: Das seien keine Aktivist_innen, heiße es dann oder: »Die treffen sich nur und gehen Kaffee trinken. Und wir machen die politische Arbeit.« Er betont hingegen: »Für manche ist es mehr als Aktivismus, mit einem bestimmten geschlechtlichen Auftreten in die Welt zu gehen und einen Kaffee zu trinken. Das kann Todesängste auslösen oder ein Wohlfühl, wenn man das mit anderen Leuten macht.« Er fügt hinzu: »Ich sehe es als aktivistisch an, wenn sich Selbsthilfegruppen treffen. Ich finde das schlimm, dass die von Aktivist_innen runtergemacht werden. Das ist der Boden, auf dem wir Aktivismus machen können!« Außerdem »hat es die Selbsthilfegruppen gegeben, bevor es aktivistische gab. Und die Treffen [der Selbsthilfegruppen] waren schon aktivistisch!«²²

In der Erzählung von Persson werden der Mangel an Ressourcen für Sorgearbeit und der steigende Sorgebedarf in der trans Community herausgestellt: Es rücken nicht genug Aktivist_innen nach, die sich langfristig beteiligen. Gleichzeitig werden strukturelle Fragen an die Individuen delegiert.

6.6 Fürsorge unter trans Aktivist_innen

Wer kümmert sich um Aktivist_innen, die Zeit, Arbeit und Kraft aufwenden, um trans Räume unter prekären Bedingungen aufzubauen und aufrechtzu-

22 Das Interview führte ich im März 2017.

erhalten? Das fragte ich mich im Laufe meiner Forschung immer wieder. Michelle erklärt:

»Als Aktivistin brauch ich meinen Support. Ich habe meinen Austausch. Der findet mit anderen Aktivist_innen statt, die Ähnliches machen, um Erfahrungen auszutauschen, Ideen zu sammeln, um das Rad nicht jedes Mal neu zu erfinden, sondern mit *copy and paste* was zu übernehmen. [...] Selbstsorge ist für mich ein tägliches elementares Thema durch meine zurückgesetzte körperliche Leistungsfähigkeit. Unsere Gesellschaft leidet daran, dass viele Menschen diese Ressource, um adäquat zu reagieren, nicht haben. Das sieht man im Straßenverkehr, beim Anstehen im Einkaufszentrum. Die Leute haben keine Geduld, keine Nerven, sie sind am Anschlag. Dieses Polster der Gelassenheit ist kaum vorhanden.«

Viele Veranstaltungen im Bereich trans Aktivismus erlebt Michelle als nicht fürsorgend. Als Beispiel nennt sie Trans-Tagungen:

»Die Organisator_innen von Großanlässen sind in der Regel vor Beginn ausgepowert. [...] Ich sehe das auch bei den trans Menschen, die Workshop für Workshop für Workshop machen. Am dritten Tag schlafen dir die Leute ein, weil sie ausgepowert sind vom extensiven Konsumieren und davon, sich um die eigene Geschichte zu drehen. Die gehen Montag nach Hause, dann kommt der Zusammenbruch. Das Loch, Depression, man hat sich ausgepowert. Hier beim »Zürcher Trans*tag« ist es anders: Es ist *ein* Tag mit einem Abschluss. Hier gehen die Leute empowernd los und meistens nicht ins Loch der Depression rein, sondern auf den Weg der Transition oder mit Schwung, den sie mitnehmen, mit aufgeladenen Akkus nach Hause.«

Trans-Aktivist_innen bilden Sorge-Netze und Räume für den Austausch von Wissen, und sie erlernen Selbstsorgestrategien, um die ehrenamtliche Arbeit zu leisten; in dem Zusammenhang spielen Vorstellungen von Energie als Ressource eine wichtige Rolle. Michelle ist als chronisch kranke Aktivistin auf diese Selbstsorgestrategien angewiesen.

Welche Strategien nutzen andere Aktivist_innen, um mit Care-Lücken umzugehen? Oskar erklärt: »Bei Leuten mit Potenzial, die in Richtung Aktivismus gehen, müssen wir schauen, dass wir sie uns angeln können.« Aus Stammtischen »erwächst auch ein gewisser Aktivismus«, diese Menschen versuchten sie einzubinden. Trotzdem:

»Das Thema Ausbrennen ist in allen Freiwilligenorganisationen ein Thema. Bei einem internationalen Treffen hatten wir das Thema ›Well-being for Activists‹. Da musste ich mir an die eigene Nase fassen. Ich habe gelernt, dass es Abende geben sollte, wo man nicht in die Mails schaut, sondern auf sich selbst. Das versuchen wir im Vorstand zu leben, andererseits ist immer alles dringend. Alles muss sofort sein. Jede Person muss auch schauen, dass sie nicht überlastet ist. Wir können keine Whirlpool-Gutscheine vergeben. Bei mir wurden während der Transition unglaubliche Energien freigesetzt. Da habe ich viel gemacht, da muss man aufpassen, dass es nicht von einem Tag auf den anderen ›plopp‹ macht – und das war es dann.«

Oskar ergänzt: »Wir werden als zuverlässige Organisation wahrgenommen. Die Leute sagen: ›Auf Mails wird schnell geantwortet.‹ Wir können was organisieren, zum Beispiel innerhalb eines Tages ein 13-jähriges trans Kind unterzubringen.« Gleichzeitig sei es »eine brutale Ausnutzung. Die Person auf der Zwanzig-Prozent-Beratungsstelle macht viel mehr, als auf dem Papier steht. Es ist nur eine kleine Entschädigung«. Oskar stellt die Notwendigkeit einer weiteren Professionalisierung heraus: »Seit zwei Jahren sind wir im Umbruch, der persönliche Enthusiasmus reicht nicht mehr aus für das, was kommt. Wir müssen in eine professionellere Schiene gehen. Das braucht Geld; das ist etwas, das uns beunruhigt.« Er vermutet, »dass die Community in zehn Jahren professioneller organisiert dastehen wird, was Beratung, Broschüren angeht, aber auch die Erfolge in der Politik mit Gesetzesanpassungen«.

Für die Zukunft wünscht sich Oskar, weitere Beratungsstellen aufzubauen. Diese könnten durchaus ehrenamtlicher Natur sein, aber die Leute müssten ausgebildet sein. Das sei wichtig, »da sonst der Gedanke aufkommt, ›ich habe das durchgemacht, ich weiß, wie das geht‹, und Weltbilder aufgedrückt werden«. Er möchte gerne Beratungsstellen außerhalb des urbanen Raumes aufbauen: »Wir könnten besser präsent sein, auch in entlegeneren Regionen.« Das Ziel sei, eine

»solide Grundlage als Vertretung von trans Menschen in der ganzen Schweiz [zu] schaffen, auch in der Romandie und im Tessin. Vielleicht können wir irgendwann unsere Rechtsberatungen reduzieren, weil es ganz einfach geworden ist in zehn Jahren, sein amtliches Geschlecht in dem Papier zu ändern. Oder es gibt den nicht-binären Geschlechtsausweis.«

Die Arbeit von *Trans-Hilfe* sei ein Spagat, »da wir den einen Fuß bei der Politik da oben haben, den anderen bei unseren Leuten da unten«.

Auch Sophies Verein will

»weg von Activist-Burn-out. Wir würden die Leute, die hauptamtlich für uns arbeiten, [gerne] bezahlen: also alle, die regelmäßig Aufgaben übernehmen, Peerberatung, Rechtsberatung und Sprachmittlung, damit sich das für die Leute lohnt und die das nicht nebenbei machen; und damit sie uns erhalten bleiben und nicht in zwei Jahren weg sind mit einem Burn-out.«

Sophies Verein hat sich zum Ziel gesetzt, »trans Menschen Ausbildungen zu finanzieren, die an die Community zurückgehen, zum Beispiel eine Wendo-Trainer_innen-Ausbildung für eine trans Person. Hier wird also der Versuch unternommen Sorge-Lücken durch eine Professionalisierung von Aktivist_innen entgegen zu wirken.

6.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich nachgezeichnet, wie trans Aktivist_innen sorgende Gemeinschaften aufbauen, welche Vorstellungen von Care und Community verhandelt werden und wo die Grenzen sorgender Gemeinschaften gezogen werden. Deutlich wurde das Ausmaß an Sorgearbeit, die trans Aktivist_innen leisten und leisten müssen.

Diese Form des Aktivismus würde ich ausgehend von dem partizipativen LGBTQ-Forschungsprojekt »What's your issue?« als intimen oder Care-Aktivismus bezeichnen (Fine/Farre/Frost 2018). Im Unterschied zu traditionellem Aktivismus, beispielsweise dem Organisieren von Demonstrationen, bezeichne intimer Aktivismus alltägliche und unsichtbare Praxen des Carings und der Arbeit für das kollektive Wohlergehen von Diskriminierung betroffener Communitys (ebd.: 609). Diese intimen Politiken des Aktivismus beschreiben die Autor_innen als »the hidden and bold, relational and solitary, everyday enactments of interruptions, care and solidarity« (ebd.: 623).

Trans und nicht-binäre Personen, die bisher vereinzelt waren, organisieren sich. Es findet eine Vergemeinschaftung von Sorgearbeit statt, und neue Unterstützungsformen werden entwickelt. Eine Herausforderung für die oft ehrenamtlich tätigen Aktivist_innen besteht darin, den Bedarf an Fürsorge abzudecken: Was kann mit knappen Ressourcen realisiert werden? Durch den steigenden Bedarf an Begleitung und die prekären ehrenamtlichen Strukturen entstehen Care-Lücken, Überlastung und Burn-out der Aktivist_innen. Zudem identifizieren sich nicht alle gleichermaßen mit den geschaffenen

Räumen – den Transcafés, den Netzwerken und Vereinen –, nicht alle sind also bereit, sich ehrenamtlich zu engagieren. Mit der Ambivalenz zwischen dem Wunsch, Begleitung mit wenig Hierarchien zu organisieren, und jenem, dem erschöpfenden Ehrenamt durch Professionalisierung zu begegnen, finden Aktivist_innen einen kontextspezifischen Umgang.

David Valentine argumentiert: »Whether geographically bounded or not, community is not a natural fact but an achievement.« (Valentine 2007: 73) Auch trans und nicht-binäre Gemeinschaften werden durch die Arbeit von Aktivist_innen hergestellt. Den Ausgangspunkt für das Engagement von Aktivist_innen bilden die Erfahrung der Vereinzelung in der cis-normativen Gesellschaft und der Wunsch, durch das gemeinsame Organisieren etwas zu verändern. Trans-Professionals wie Oskar, Michelle, Alecs und Sophie berichten, ihrerseits Care von der trans Community erhalten zu haben. Sie beschreiben Für_Sorge als Kreislauf. Damit dieser nachhaltig funktioniert, müssen Leute nachrücken und dürfen Aktivist_innen nicht ausbrennen. Sorgearbeit wird zwar von vielen als erschöpfend beschrieben, gleichzeitig aber wird ihr transformativer und energiegebender Charakter deutlich.

Meine queer/feministische Haltung »Care ist politisch« fand nicht immer Zustimmung. Einigen war es wichtig, Care und Aktivismus/Politik voneinander abzugrenzen. Mit dem Aufbau von Caring Communitys berücksichtigen und betonen Care-Aktivist_innen, dass wir keine autonomen Subjekte, sondern aufeinander angewiesen sind – alle, wenn auch in unterschiedlicher Form. Einige der interviewten Aktivist_innen gaben aber auch zu verstehen, dass sich niemand allzu lange in der »Hängematte« ausruhen dürfe, weil es dafür nicht genug Ressourcen gebe. Gewissermaßen werden damit Forderungen an die Betroffenen gerichtet statt etwa an den Staat. Manche Aktivist_innen versprechen sich von Trans-Selbsthilfe eine Politisierung der Nutzer_innen; manche davon wollen aber lediglich Informationen und Fürsorge erhalten, ohne selbst aktivistisch tätig zu werden. Die unausgesprochene Erwartungshaltung gegenüber Care-Nutzer_innen/Umsorgten führt zu Abwertungen und Moralisierungen und verhindert eine Care-Versorgung, die ohne Gegenleistung auskommt.

Ich habe in diesem Kapitel gezeigt, wie herausfordernd der Aufbau von Sorge-Gemeinschaften ist, da diese oft einen fluktuierenden Charakter haben. In diesem Prozess wird verhandelt, was als Care und was als Community verstanden wird, ebenso, wie Fürsorge geleistet werden kann, ohne dass sich die Sorgearbeiter_innen/Sorgenden überfordern und erschöpfen. Care-Konzepte in trans Räumen sind nicht frei von Normativität, und es stellt eine

Herausforderung dar, selbstbestimmte Für_Sorge zu organisieren. So ist im Trans-Aktivismus die Annahme eines Weges von A nach B, »zu sich selbst«, prägend; viele Vorstellungen von Care, verstanden als Wegbegleitung, orientieren sich an transnormativen Ideen. Nicht-binäre oder gender-fluide Verortungen werden dann oft als Abweichungen konstituiert.